



# Leseprobe

Anthony Doerr

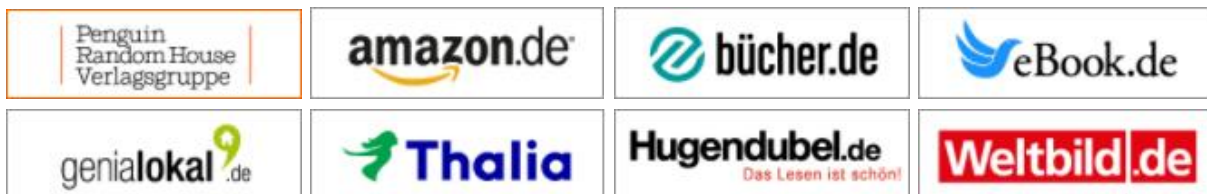
## **Alles Licht, das wir nicht sehen**

Roman

---

»Sprachlich begeistert der Roman mit eindringlichen Schilderungen, faszinierender Wortgewalt, klugen Metaphern und einer zauberhaften Liebesgeschichte.« *Westfälische Nachrichten*

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 11. Juli 2016

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

Saint-Malo 1944: Marie-Laure, ein junges, blindes Mädchen, ist mit ihrem Vater aus dem besetzten Paris zu ihrem kauzigen Onkel in die Stadt am Meer geflohen. Werner Hausner, ein schwächlicher Waisenjunge aus dem Ruhrgebiet, wird wegen seiner technischen Begabung gefördert, auf eine Napola geschickt und dann in eine Wehrmachtseinheit gesteckt, die mit Peilgeräten Feindsender aufspürt, über die sich der Widerstand organisiert.

Während Marie-Laures Vater von den Deutschen verschleppt und verhört wird, dringt Werners Einheit nach Saint-Malo vor, auf der Suche nach dem Sender, über den Etienne, Marie-Laures Onkel, die Résistance mit Daten versorgt ...

ANTHONY DOERR, 1973 in Cleveland geboren, gilt seit der Veröffentlichung des Erzählbands «Der Muschelsammler» als literarisches Talent. Für «Alles Licht, das wir nicht sehen» wurde er unter anderem mit dem renommierten Pulitzer-Preis ausgezeichnet. Das Buch stand auf Platz eins der New York Times-Bestsellerliste. Für seine Erzählungen hat er bislang vier Mal den renommierten O. Henry Prize erhalten. Er lebt mit seiner Frau und zwei Söhnen in Boise, Idaho.

ANTHONY DOERR BEI BTB  
Der Muschelsammler. Erzählungen  
Winklers Traum vom Wasser. Roman  
Memory Wall. Novelle  
Die Tiefe. Stories

Anthony Doerr

Alles Licht,  
das wir nicht sehen

Roman

*Aus dem Englischen  
von Werner Löcher-Lawrence*

btb

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel  
«All the Light We Cannot See» bei Scribner, a Division of  
Simon & Schuster, Inc., New York.

Aus dem folgenden Werk wurde mit freundlicher Genehmigung zitiert:  
Jules Verne: *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*.

Ausgabe in zwei Bänden.

Band 1: Aus dem Französischen übersetzt von Peter Laneaus.

Band 2: Aus dem Französischen übersetzt von Peter G. Hubler.

Copyright der deutschsprachigen Übersetzung: © 1966/1976

Diogenes Verlag AG, Zürich.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

14. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2016,

btb Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2014 by Anthony Doerr

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe

Verlag C.H.Beck oHG, München, 2014

Umschlaggestaltung: Geviert, Grafik & Typografie, Christian Otto

Umschlagabbildung: Ansicht von Saint-Malo © Manuel Clauzier

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

SL · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74985-0

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](http://www.facebook.com/btbverlag)

Für Wendy Weil

1940–2012

«Im August 1944 brannte das alte Saint-Malo, das strahlendste Juwel an der Smaragdküste der Bretagne, fast völlig nieder ... Von den 865 Häusern innerhalb der Stadtmauern blieben nur 182 stehen, unversehrt blieb nicht eines.»

*Philip Beck*

«Ja, man kann, ohne zu übertreiben sagen, dass die deutsche Revolution sich mindestens nicht in den Formen, in denen sie sich abgespielt hat, hätte abspielen können, hätte es kein Flugzeug und keinen Rundfunk gegeben.»

*Joseph Goebbels*

# Inhalt

## Null

7. August 1944

Flugblätter 14 Bomber 15 Das Mädchen 16  
Der Junge 18 Saint-Malo 21 4, Rue Vauborel 23  
Der Keller 25 Bombardement 27

## Eins

1934

Muséum national d'Histoire naturelle 30  
*Zollverein* 35 Schlüssel 38 Radio 43  
Bring uns nach Hause 46 Etwas entsteht 48 Licht 51  
Unsere Fahne flattert uns voran 53 In achtzig Tagen um die  
Welt 55 Der Professor 58 Das Meer der Flammen 61  
Öffne deine Augen 64 Verblassen 66 Die Prinzipien  
der Mechanik 68 Gerüchte 70 Größer, schneller, heller 72  
Zeichen der Bestie 75 Guten Abend, oder Heil Hitler!,  
wenn es dir lieber ist 78 Tschüss, blindes Mädchen 80  
Strümpfe stricken 83 Flucht 84 *Herr Siedler* 88  
Der Auszug 96

## Zwei

8. August 1944

Saint-Malo 102 4, Rue Vauborel 103  
Hôtel des Abeilles 105 Fünf Stockwerke hinunter 107  
In der Falle 109

## Drei

Juni 1940

Das Château 112 Aufnahmeprüfung 117 Bretagne 122  
Madame Manec 125 Du bist berufen 128 *Occuper* 131  
Erzähl keine Lügen 136 Etienne 139 *Jungmänner* 142  
Wien 146 *Les Boches* 149 Hauptmann 153

Fliegendes Sofa 155 Die Summe der Winkel 158  
Der Professor 162 Parfümhändler 170  
Die Zeit der Strauße 172 Der Schwächste 174  
Zwingende Aufgabe 177 Museum 179  
Der Schrank 187 Amseln 189 Bad 193  
Der Schwächste (Nr. 2) 197 Die Verhaftung 202

## Vier

8. August 1944

Das Fort de La Cité 206 *Atelier de Réparation* 209  
Zwei Dosen 211 4, Rue Vauborel 213  
Was sie haben 215 Die Klingel 217

## Fünf

Januar 1941

Januarferien 220 Er kommt nicht zurück 228  
Der Gefangene 230 Plage du Môle 233  
Edelsteinschleifer 237 Entropie 241  
Rundgänge 244 *Nadel im Heuhaufen* 248 Vorschlag 252  
Du hast andere Freunde 254 Der Widerstandsclub der alten  
Damen 256 Diagnose 258 Der Schwächste (Nr. 3) 260  
Die Grotte 263 Berauscht 266 Die Klinge und das  
Wellhorn 269 Lebe, bevor du stirbst 273  
Kein Weg hinaus 276 Das Verschwinden Hervé Bazins 278  
Alles vergiftet 280 Besucher 283  
Der Frosch wird gekocht 288 Befehle 290  
Lungenentzündung 292 Behandlungen 294  
Der Himmel 295 Frederick 298 Rückfall 302

## Sechs

8. August 1944

Jemand im Haus 304 Der Tod Walter Bernings 307  
Das Zimmer im fünften Stock 309 Das Funkgerät bauen 311  
Auf dem Dachboden 313



## Sieben

August 1942

Gefangene 316 Der Kleiderschrank 319 Osten 323  
Ein einfaches Brot 326 Volkheimer 328 Herbst 330  
Sonnenblumen 333 Steine 339 Die Grotte 340  
Jagen 342 Mitteilungen 345 Loudenvielle 348  
Grau 351 Fieber 353 Der dritte Stein 356  
Die Brücke 358 Rue des Patriarches 360  
Die weiße Stadt 363 Zwanzigtausend Meilen  
unter dem Meer 369 Das Telegramm 371

## Acht

9. August 1944

Fort National 374 Auf dem Dachboden 375  
Die Köpfe 378 Delirium 381 Wasser 382  
Die Balken 385 Der Sender 387 Die Stimme 389

## Neun

Mai 1944

Am Rand der Welt 392 Zahlen 395 Mai 397  
Jagen (wieder) 399 *Clair de Lune* 401 Die Antenne 403  
Der Dicke Claude 405 *Boulangerie* 406 Die Grotte 409  
Platzangst 412 Nichts 414 Vierzig Minuten 416  
Das Mädchen 418 Das kleine Haus 420 Zahlen 423  
Das Meer der Flammen 424 Die Verhaftung  
Etienne LeBlancs 427 7. August 1944 428 Flugblätter 432

## Zehn

12. August 1944

Begraben 436 Fort National 438 Kapitän Nemos  
letzte Worte 440 Der Besucher 442 Das letzte Urteil 444  
Musik (Nr. 1) 446 Musik (Nr. 2) 448 Musik (Nr. 3) 450  
Hinaus 451 Der Schrank 454 Kameraden 456  
Die Gleichzeitigkeit der Augenblicke 459 Bist du da? 461  
Die zweite Dose 462 *Birds of America* 465  
Waffenruhe 467 Schokolade 471 Licht 472

## **Elf**

1945

Berlin 478 Paris 483

## **Zwölf**

1974

Volkheimer 486 Jutta 489 Der Beutel 494  
Saint-Malo 496 Das Labor 500 Die Besucherin 504  
Papierflugzeug 507 Der Schlüssel 508  
Das Meer der Flammen 509 Frederick 510

## **Dreizehn**

2014

Dank 519

**Null**

7. August 1944

## Flugblätter

Bei Tagesanbruch regnen sie vom Himmel. Sie wehen über die Befestigungsmauern, fliegen radschlagend über die Dächer und flattern in die Schluchten zwischen den Häusern. Ganze Straßen sind von ihren Wirbeln erfüllt, weiß blitzen sie auf dem Pflaster. *Dringende Mitteilung an die Bewohner dieser Stadt*, steht auf ihnen. *Begeben Sie sich sofort aufs offene Land.*

Die Flut steigt. Klein, gelb und bucklig hängt der Mond am Himmel. Auf den Dächern des Strandhotels im Osten und in den Gärten dahinter lädt ein halbes Dutzend amerikanischer Artillerie-Einheiten ihre Mörser mit Brandgranaten.

## Bomber

Sie überqueren den Kanal um Mitternacht. Es sind zwölf, und sie sind nach Liedern benannt: *Stardust* und *Stormy Weather*, *In the Mood* und *Pistol-Packin' Mama*. Das Meer gleitet tief unter ihnen her, übersät mit zahllosen weißen, zackigen Schaumkronen. Bald schon können die Navigatoren die flachen, mondbeschiedenen Umrissse von Inseln ausmachen.

Frankreich.

Funkgeräte knistern. Bedächtig, fast gemächlich verlieren die Bomber an Höhe. Rote Lichtstrahlen steigen von den Flugabwehrstellungen entlang der Küste auf. Dunkle Schiffswracks tauchen auf, versenkt oder zerschossen, eines mit abgetrenntem Bug, ein zweites brennt flackernd. Auf einer weit der Küste vorgelagerten Insel rennen verschreckte Schafe zwischen Felsen umher.

In jedem Flugzeug sitzt ein Bombenschütze, sieht durchs Zielfenster und zählt bis zwanzig. Vier, fünf, sechs, sieben. Für die Schützen sieht die näher kommende, ummauerte Stadt auf ihrer granitenen Landzunge wie ein fürchterlicher Zahn aus, schwarz und gefährlich, ein letzter Abszess, der weggeschnitten werden muss.

## Das Mädchen

In einer Ecke der Stadt, in dem hohen, schmalen Haus mit der Nummer 4 in der Rue Vauborel, kniet die blinde sechzehnjährige Marie-Laure LeBlanc im fünften und obersten Stock über einem niedrigen Tisch, der ganz von einem Modell bedeckt ist. Es ist eine Miniaturausgabe der Stadt, in der sie kniet, mit maßstabsgetreuen Nachbildungen der Häuser, Läden und Hotels innerhalb der Stadtmauern. Hier ist die Kathedrale mit dem durchbrochenen Turm, dort das wuchtige alte Château von Saint-Malo, und rundum ranken sich die Reihen zum Meer gewandter Häuser mit ihren Schornsteinen. Ein schmaler hölzerner Steg ragt von der Plage du Môle ins Wasser, über dem Fischmarkt wölbt sich ein zartes, netzartiges Dach, und auf den kleinen öffentlichen Plätzen stehen winzige Bänke, kaum größer als Apfelkerne.

Marie-Laure fährt mit den Fingerspitzen über die zentimeterbreite Brüstung oben auf der Mauer, die einen unregelmäßigen Stern um das Modell zeichnet. Sie findet die Öffnung auf der Mauer, wo die vier Böllerkanonen aufs Meer hinausdeuten. «Bastion de la Hollande», flüstert sie, und ihre Finger wandern eine kleine Treppe hinunter, zur anderen Seite. «Rue des Cordiers. Rue Jacques Cartier.»

In einer Ecke des Zimmers stehen zwei verzinkte, bis an den Rand mit Wasser gefüllte Eimer. Fülle sie, wann immer du kannst, hat ihr Großonkel gesagt, und die Badewanne im dritten Stock auch. Wer weiß, wann das Wasser wieder versiegt.

Ihre Finger wandern zurück zum Turm der Kathedrale. Nach Süden zum Tor von Dinan. Den ganzen Abend schon durchstreift sie das Modell und wartet auf ihren Großonkel Etienne, dem das Haus gehört. Gestern Nacht ist er weggegangen, als sie schlief, und noch nicht zurückgekommen. Und jetzt wird es wieder Nacht, der Zeiger hat das Zifferblatt ein weiteres Mal umkreist, in den Häusern ringsum ist es ruhig, und sie kann nicht schlafen.

Sie hört die Bomber, als sie bis auf fünf Kilometer herangekommen sind. Ein lauter werdendes Summen. Das Rauschen in einer Muschel.

Als sie das Schlafzimmerfenster öffnet, wird der Flugzeuglärm lauter. Ansonsten ist die Nacht schrecklich still: keine Motoren, keine Stimmen, kein Geklapper. Keine Sirenen, keine Schritte auf dem Pflaster. Nicht mal Möwen sind zu hören. Nur die Flut, die einen Block weiter und fünf Stockwerke tiefer gegen den Fuß der Stadtmauer schlägt.

Und noch etwas.

Da raschelt etwas. Leise und sehr nahe. Sie öffnet den linken Fensterladen und fährt mit der Hand hinaus über die Latten des rechten. Da steckt ein Blatt Papier.

Sie hält es sich an die Nase. Es riecht nach frischer Tinte. Vielleicht auch Benzin. Das Papier ist trocken, es hat nicht lange dort gesteckt.

Marie-Laure steht zögernd am Fenster, in Strümpfen, das Zimmer im Rücken. Muscheln und Schneckenhäuser sind auf dem Schrank aufgereiht, Steine entlang der Fußleiste. Ihr Stock steht in der Ecke, der große Roman in Blindenschrift liegt umgedreht auf dem Bett. Das Dröhnen der Flugzeuge wird lauter.

## Der Junge

Fünf Straßen weiter nördlich wird der achtzehnjährige, weißhaarige deutsche Gefreite Werner Hausner von einem schwachen, abgehackten Brummen geweckt. Kaum mehr als ein Summen. Fliegen an einer weit entfernten Fensterscheibe.

Wo ist er? Der süße, leicht chemische Geruch von Gewehröl hängt in der Luft, der Holzgeruch frisch gezimmerter Granatenkisten, das Mottenkugelaroma alter Bettwäsche – er ist in einem Hotel. Dem Hôtel des Abeilles, dem Hotel der Bienen.

Es ist immer noch Nacht. Immer noch früh.

Vom Meer her erklingen Pfffe und Explosionen. Flak-Feuer.

Der Feldweibel des Luftabwehrkommandos läuft über den Korridor zur Treppe. «Runter in den Keller», ruft er über die Schulter. Werner schaltet seine Lampe ein, rollt die Decke in sein Bündel und macht sich auf den Weg.

Vor noch gar nicht so langer Zeit war das Hôtel des Abeilles ein fröhlicher Ort, hellblaue Fensterläden schmückten die Fassade, im Café gab es Austern auf Eis, und hinter der Theke standen bretonische Kellner mit Fliegen und polierten Gläsern. Das Hotel hatte einundzwanzig Gästezimmer, alle mit Seeblick, und der Kamin in der Halle war groß wie ein Lastwagen. Wochenendausflügler aus Paris nahmen hier einen Aperitif, vor ihnen waren es gelegentlich Abgesandte der Republik gewesen, Minister und Vizeminister, Äbte und Admiräle, und in den Jahrhunderten davor windgegerbte Korsaren: Mörder, Plünderer, Piraten, Seefahrer.

Noch früher, bevor es zu einem Hotel wurde, vor gut fünfhundert Jahren, war es das Heim eines wohlhabenden Privatiers gewesen, der das Schiffekapern aufgegeben hatte, um die Bienen auf den Weiden außerhalb von Saint-Malo zu studieren, seine Beobachtungen in Notizbüchern festzuhalten und den Honig direkt aus den Waben zu essen. In den aus Eichenholz geschnitzten Wappen über den Türstöcken sind immer noch Hummeln zu erkennen, und der mit Efeu überwucherte Brunnen im Hof hat die Form eines Bienenstocks. Am



besten gefallen Werner fünf verblichene Fresken an den Decken der schönsten Räume oben, auf denen kindsgroße Bienen vor einem blauen Hintergrund schweben, große, faule Drohnen und Arbeiterinnen mit durchscheinenden Flügeln, und über einer achteckigen Badewanne windet sich eine einzelne, fast drei Meter lange Königin über die Decke. Sie hat zahllose Augen und einen pelzigen Leib.

Während der letzten vier Wochen ist das Hotel zu etwas anderem geworden: einer Festung. Ein österreichisches Flugabwehrkommando hat die Fenster vernagelt und die Betten beiseitegeräumt. Sie haben die Eingangstür verstärkt und die Treppe kistenweise mit Artilleriegranaten vollgestellt. Der dritte Stock des Hotels, dessen «Gartenzimmer» mit ihren großen Balkontüren direkt auf die Befestigungsmauer hinausführen, ist das Zuhause einer alternden Hochgeschwindigkeits-Flak geworden, einer Acht-Acht, deren Zehn-Kilo-Granaten eine Reichweite von fünfzehn Kilometern haben.

*Ihre Majestät* nennen die Österreicher ihre Kanone, und während der letzten Woche haben die Männer sie umsorgt, wie Arbeiterbienen eine Königin umsorgen. Sie haben sie mit Öl gefüttert, ihren Lauf frisch lackiert und die Räder geschmiert. Sandsäcke haben sie wie Opfertuben um sie herum angeordnet.

Die königliche Acht-Acht, die tödliche Monarchin, die sie alle beschützen soll.

Werner ist auf der Treppe, auf halbem Weg nach unten, als die Acht-Acht in schneller Folge zweimal feuert. Es ist das erste Mal, dass er die Kanone aus solcher Nähe feuern hört, und es klingt, als wäre der obere Teil des Hotels weggesprengt worden. Er stolpert, reißt die Arme hoch und drückt sich die Hände auf die Ohren. Die Wände erbeben bis hinunter ins Fundament, und von dort wieder herauf.

Werner kann die Österreicher zwei Stockwerke über sich herumrennen hören, wie sie nachladen, und dazu das abschwellende Kreischen der beiden übers Meer schießenden Granaten, die bereits vier, fünf Kilometer entfernt sind. Einer der Soldaten singt, vielleicht sind es auch mehrere. Vielleicht singen sie alle. Acht Männer der Luftwaffe, die keine Stunde mehr zu leben haben, singen ihrer Königin ein Liebeslied.

Werner folgt dem Lichtkegel seiner Lampe durch die Hotelhalle. Die mächtige Kanone detoniert ein drittes Mal, nicht weit zerspringt Glas. Ein Schwall Ruß rauscht den Kamin herunter, und die Wände

des Hotels dröhnen wie eine angeschlagene Glocke. Werner fürchtet, der Lärm könne ihm die Zähne aus dem Mund reißen.

Er zieht die Kellertür auf und hält einen Moment lang inne, sein Blick verschwimmt. «Ist es so weit?», fragt er. «Kommen sie wirklich?»

Aber wer soll ihm darauf antworten?

## Saint-Malo

Überall in den Straßen schrecken die letzten, nicht evakuierten Bewohner aus dem Schlaf, stöhnen, seufzen. Alte Jungfern, Prostituierte, Männer über sechzig. Zauderer, Kollaborateure, Ungläubige, Trinker. Nonnen jeden Ordens. Die Armen. Die Sturen. Die Blinden.

Einige eilen in die Luftschuttkeller. Einige sagen sich, es ist nur eine Übung. Einige nehmen noch schnell eine Decke mit, ein Gebetbuch, ein Kartenspiel.

D-Day, der Tag der Invasion, liegt zwei Monate zurück. Cherbourg ist befreit, Caen ist befreit und auch Rennes. Die Hälfte West-Frankreichs ist befreit. Im Osten haben die Russen Minsk zurückerobert, in Warschau rebelliert die Polnische Heimatarmee. Einige Zeitungen sind so kühn zu behaupten, das Blatt habe sich gewendet.

Aber nicht hier. Nicht in dieser letzten Zitadelle am Rande des Kontinents, diesem letzten deutschen Bollwerk an der bretonischen Küste.

Hier, flüstern die Leute, haben die Deutschen zwei Kilometer unterirdischer Gänge unter den mittelalterlichen Mauern instand gesetzt. Sie haben neue Verteidigungsanlagen gebaut, neue Verbindungen, neue Fluchtwege, haben unterirdische Strukturen von verblüffender Komplexität geschaffen. Unter der Halbinsel-Feste von La Cité im Süden gibt es Lager mit Verbandszeug, Lager mit Munition, sogar ein unterirdisches Lazarett, heißt es. Da haben sie eine Belüftungsanlage, einen zweihunderttausend Liter fassenden Wassertank und eine direkte Telefonverbindung mit Berlin. Da gibt es Flammenwerferfallen und ein ganzes Bunkernetz mit Periskopen. Die Deutschen haben genug Nachschub angesammelt, um rund um die Uhr mit Granaten das Meer zu beharken, Tag für Tag, ein ganzes Jahr lang.

Hier, so flüstern sie, sind tausend Deutsche bereit zu sterben. Vielleicht auch fünftausend. Vielleicht auch mehr.

Saint-Malo: Wasser umgibt die Stadt auf vier Seiten. Ihre Verbindung mit dem Rest Frankreichs ist schmal, ein Damm, eine Brücke, ein Streifen Sand. Zunächst einmal sind wir Malouins, sagen die Be-

wohner von Saint-Malo. Dann Bretonen. Und wenn dann noch etwas bleibt, auch Franzosen.

Bei Sturm schimmert der Granit bläulich. Bei heftigen Springfluten dringt das Meer bis in die Keller im Zentrum der Stadt. Zieht es sich besonders weit zurück, ragen die muschelüberzogenen Gerippe Tausender Schiffswracks aus dem Wasser.

Über dreitausend Jahre lang ist diese Landspitze immer wieder belagert worden.

Aber nie wie dieses Mal.

Eine Großmutter drückt sich ein quengelndes Kleinkind an die Brust. Ein, zwei Kilometer weiter, in einer Gasse außerhalb von Saint-Servan, uriniert ein Betrunkener in eine Hecke und zieht ein Blatt Papier daraus hervor. *Dringende Mitteilung an die Bewohner dieser Stadt*, steht darauf. *Begeben Sie sich sofort aufs offene Land.*

Über den Flugabwehrbatterien auf den vorgelagerten Inseln blitzt es auf, und die großen deutschen Kanonen in der Altstadt jagen eine weitere heulende Salve aufs Meer hinaus. Dreihundertachtzig französische Gefangene hocken im mondhellen Hof des Fort National, einer Inselfeste vierhundert Meter vor dem Strand, und sehen zum Himmel.

Vier Jahre Besatzung, und was bedeutet das Dröhnen der heran nahenden Bomber? Erlösung? Auslöschung?

Das Knattern von Gewehrfeuer. Das rasseln Trommeln der Flak. Ein Dutzend Tauben hockt auf der Spitze der Kathedrale, stürzt am Turm herunter und schwenkt aufs Meer hinaus.

## 4, Rue Vauborel

Marie-Laure LeBlanc steht allein in ihrem Zimmer und riecht an dem Flugblatt, das sie nicht lesen kann. Sirenen heulen. Sie schließt Fensterläden und Fenster. Mit jeder Sekunde kommen die Flugzeuge näher, jede Sekunde ist eine verlorene Sekunde. Sie sollte nach unten laufen. Sie sollte in die Küche laufen, in deren Ecke es durch eine Falltür in einen staubigen Keller mit von Mäusen angefressenen Teppichen und uralten, seit langer Zeit nicht geöffneten Truhen geht.

Stattdessen kehrt sie zum Tisch zurück und kniet sich vor das Modell der Stadt.

Wieder tasten ihre Finger über die äußere Mauer, die Bastion de la Hollande, die kleine Treppe, die von ihr herabführt. In dem Fenster, genau da, schlägt eine Frau jeden Samstag ihre Teppiche aus, und aus dem Fenster dort schrie einmal ein Junge: *Pass auf, wo du hintrittst, bist du blind?*

Die Fensterscheiben scheppern in den Rahmen. Die Flak feuert eine weitere Salve ab. Die Erde dreht sich ein kleines Stück weiter.

Unter ihren Händen trifft die winzige Rue d'Estrées auf die winzige Rue Vauborel. Marie-Laures Finger wenden sich nach rechts, fahren an Haustüren entlang. Eins, zwei, drei. Vier. Wie oft haben sie das schon getan?

Nummer 4: das große, heruntergekommene, vogelnestartige Haus ihres Onkels Etienne, in dem sie seit vier Jahren lebt. In dem sie allein auf dem Boden des fünften Stocks kniet, während ein Dutzend amerikanische Bomber auf sie zurast.

Sie drückt gegen die winzige Haustür, und ein versteckter Riegel öffnet sich. Das kleine Haus löst sich vom Modell. In ihrer Hand ist es etwa so groß wie eine der Zigarettenschachteln ihres Vaters.

Jetzt sind die Bomber so nahe, dass der Boden unter ihren Knien zu beben beginnt. Draußen im Flur schlagen die Glasanhänger des Kronleuchters gegeneinander. Marie-Laure kippt den Kamin des winzigen Hauses zur Seite und entfernt drei Holztäfelchen, die das Dach bilden. Sie dreht das Haus herum.

Ein Stein fällt in ihre Hand.

Er ist kalt. Groß wie ein Taubenei. In der Form einer Träne.

Marie-Laure hält das kleine Haus in der einen, den Stein in der anderen Hand. Das Zimmer kommt ihr brüchig und instabil vor. Riesige Finger drohen durch die Wände zu stoßen.

«Papa?», flüstert sie.

## Der Keller

Unter dem Eingang des Hôtel des Abeilles haben die Korsaren einen Keller in den Fels gemeißelt. Hinter Kisten, Schränken und hängenden Brettern voller Werkzeuge findet sich nackter Granit. Drei mächtige handbehauene Balken aus einem alten bretonischen Wald sind vor Jahrhunderten hier hineingehievt worden und stützen die Decke.

Eine einzelne Glühbirne taucht alles in wandernde Schatten.

Werner Hausner sitzt auf einem Klappstuhl vor einer Werkbank, überprüft die Ladung seiner Batterie und setzt die Kopfhörer auf. Das Funkgerät in seinem stählernen Gehäuse hat eine 1,6-Meter-Band-Antenne, die es mit einem Funkgerät oben im Haus verbindet, mit zwei weiteren Flugabwehrbatterien innerhalb der Stadtmauern und der unterirdischen Kommandozentrale der Garnison im Süden, jenseits des Hafens.

Das Funkgerät wird summend warm. Ein Aufklärer liest Koordinaten in sein Mikrofon, und ein Artillerist wiederholt sie. Werner reibt sich die Augen. Hinter ihm türmen sich bis zur Decke konfiszierte Schätze: aufgerollte Teppiche, Standuhren, Schränke und ein riesiges, rissiges Landschaftsgemälde. Auf dem Regal gegenüber stehen acht oder neun Gipsköpfe, deren Zweck er nicht kennt.

Der riesige Oberfeldwebel Frank Volkheimer kommt die schmale hölzerne Treppe herunter und zieht den Kopf unter den Balken ein. Er lächelt Werner zu und setzt sich in einen großen, mit goldener Seide gepolsterten Sessel, das Gewehr auf den mächtigen Schenkeln, wo es wie ein Stecken wirkt.

Werner sagt: «Geht's los?»

Volkheimer nickt. Er schaltet seine Lampe aus und blinzelt mit seinen seltsam zarten Lidern ins Dämmerlicht.

«Wie lange wird es dauern?»

«Nicht lange. Hier unten sind wir sicher.»

Berning, der Ingenieur, kommt als Letzter. Er ist klein, hat mausgraues Haar und einen auseinanderstrebenden Blick. Er schließt die Kellertür hinter sich, legt einen Balken vor die Tür und setzt sich auf

die hölzernen Stufen. Sein Gesicht scheint feucht, ob es Angst ist oder Schmutz, lässt sich schwer sagen.

Bei geschlossener Tür heulen die Sirenen weniger laut. Die Glühbirne über ihren Köpfen flackert.

Wasser, denkt Werner. Ich habe das Wasser vergessen.

Eine zweite Flugabwehrbatterie feuert aus einer fernen Ecke der Stadt, und schon kracht die Acht-Acht oben erneut, ohrenbetäubend, tödlich, und Werner hört die Granate in den Himmel kreischen. Staub und Sand brechen fauchend aus der Decke. In seinem Kopfhörer kann Werner die Österreicher immer noch singen hören.

«... auf d'Wulda, auf d'Wulda, da scheint d'Sunn a so gulda ...»

Volkheimer kratzt schläfrig an einem Fleck auf seiner Hose. Ber-ning bläst sich in die Hände. Im Funkgerät knistern und knacken Wind, Luftdruck und Geschosse. Werner denkt an Zuhause, sieht Frau Elena über seine kleinen Schuhe gebückt, die sie ihm mit einem extra Knoten zuschnürt. Sterne ziehen an einem Mansardenfenster vorbei. Seine kleine Schwester Jutta hat sich eine Decke um die Schultern gelegt und trägt einen Kopfhörer im linken Ohr.

Vier Stockwerke über ihm schieben die Österreicher eine weitere Granate in den rauchenden Verschluss der Acht-Acht, überprüfen die Zielrichtung und drücken sich die Hände auf die Ohren, als das Geschütz feuert, aber Werner im Keller hört nur die Radiostimmen seiner Kindheit: *Die Göttin der Geschichte sah auf die Erde hinab. Nur durch die heißesten Feuer kann Reinigung erfolgen.* Er sieht einen Wald sterbender Sonnenblumen. Ein Schwarm Amseln bricht aus einem Baum.



## Bombardement

Siebzehn, achtzehn, neunzehn, zwanzig. Das Meer rast unter den Zielfenstern durch. Dann Dächer. Zwei kleinere Flugzeuge säumen den Korridor mit Rauch, der führende Bomber wirft seine Ladung ab, elf weitere folgen. Die Bomben fallen diagonal, die Bomber steigen auf.

Die Unterseite des Himmels füllt sich mit schwarzen Flecken. Marie-Laures Großonkel, der mit Hunderten anderer im Fort National vierhundert Meter vor der Küste gefangen sitzt, blickt zum Himmel auf und denkt: *Heuschrecken*, und ein Bibelspruch aus dem Alten Testament hebt sich zwischen Spinnweben aus einer lange vergangenen Unterrichtsstunde in der Gemeindeschule hervor: *Die Heuschrecken haben keinen König, und doch ziehen sie allesamt aus in geordneten Scharen.*

Eine dämonische Horde. Umgedrehte Bohnensäcke. Hundert zerrissene Rosenkränze. Es gibt tausend Metaphern, und alle sind unzureichend: vierzig Bomben pro Flugzeug, vierhundertachtzig insgesamt, zweiunddreißigtausendfünfhundert Kilogramm Sprengstoff.

Eine Lawine geht auf die Stadt nieder. Ein Orkan. Tassen treiben aus Regalen, Bilder springen von ihren Nägeln. Eine Viertelsekunde später sind die Sirenen nicht mehr zu hören. Nichts ist zu hören. Das Donnern ist laut genug, um Trommelfelle platzen zu lassen.

Die Flugabwehrkanonen feuern ihre letzten Geschosse ab. Zwölf Bomber drehen ab und steigen unversehrt in die blaue Nacht auf.

Im fünften Stock von Nummer 4, Rue Vauborel kriecht Marie-Laure unter ihr Bett und drückt sich den Stein und das kleine Modell ihres Hauses an die Brust.

Im Keller unter dem Hôtel des Abeilles verlöscht die einzige Glühbirne an der Decke.

# Eins

1934

## Muséum national d'Histoire naturelle

Marie-Laure LeBlanc ist eine große, sommersprossige Pariser Sechsjährige mit schnell abnehmendem Sehvermögen, als ihr Vater sie auf eine Kinderführung durch das Museum schickt, in dem er arbeitet. Der Führer ist ein buckliger alter Aufseher, selbst kaum größer als die Kinder. Er klopft mit der Spitze seines Stocks auf den Boden, um ihre Aufmerksamkeit zu erlangen, und führt die ihm anvertraute Schar durch den Park in die Ausstellungsräume.

Die Kinder sehen Technikern zu, wie sie den versteinerten Oberschenkelknochen eines Dinosauriers mit Flaschenzügen anheben. Sie bestaunen eine ausgestopfte Giraffe, deren Rückenfell langsam dünner wird, sehen in die Schubladen eines Präparators voller Federn, Klauen und Glasaugen und blättern durch zweihundert Jahre alte Herbariumsblätter mit Orchideen, Gänseblümchen und fremdartigen Kräutern.

Schließlich steigen sie die sechzehn Stufen zum Mineraliensaal hinauf. Der Führer zeigt ihnen Achat aus Brasilien, violette Amethyste und einen Meteoriten mit winzigen weißen Einschlüssen, der auf einem Sockel liegt und, so heißt es, so alt wie das Sonnensystem selbst ist. Anschließend führt er sie im Gänsemarsch zwei Wendeltreppen und verschiedene Korridore hinunter und bleibt vor einer Eisentür mit einem einzelnen Schlüsselloch stehen. «Das ist das Ende der Führung», sagt er.

Ein Mädchen fragt: «Und was ist hinter der Tür da?»

«Hinter dieser Tür ist eine andere verschlossene, etwas kleinere Tür.»

«Und was ist hinter der?»

«Eine dritte verschlossene Tür, die wiederum etwas kleiner ist.»

«Und dahinter?»

«Eine vierte Tür, und eine fünfte, und so geht es immer weiter, bis zur dreizehnten, die ebenfalls verschlossen und nicht größer als ein Schuh ist.»

Die Kinder beugen sich vor. «Und dann?»

«Hinter der dreizehnten Tür», sagt der Führer und fährt mit seinen unglaublich faltigen Händen durch die Luft, «liegt das Meer der Flammen.»

Verblüffung. Unruhe.

«Kommt schon, habt ihr noch nie vom Meer der Flammen gehört?»

Die Kinder schütteln die Köpfe. Marie-Laure blinzelt zu den in drei Meter Abstand von der Decke hängenden nackten Glühbirnen hinauf. Um jede von ihnen rotiert in ihren Augen eine regenbogenfarbene Aureole.

Der Führer hängt sich den Stock an das Handgelenk und reibt sich die Hände. «Das ist eine lange Geschichte. Wollt ihr sie dennoch hören?»

Sie nicken.

Er räuspert sich. «Vor Hunderten von Jahren, auf einer Insel, die wir heute Borneo nennen, fand ein Prinz einen blauen, sehr hübschen Stein in einem ausgetrockneten Flussbett, aber auf dem Weg zurück zu seinem Palast wurde er von Reitern angegriffen, die ihm ein Messer ins Herz stießen.»

«Ins Herz?»

«Ist das eine wahre Geschichte?»

Ein Junge sagt: «Pssst.»

«Die Diebe stahlen seine Ringe, sein Pferd, alles. Aber weil er den kleinen blauen Stein fest in der Hand hielt, fanden sie ihn nicht. Und der sterbende Prinz schaffte es, bis nach Hause zu kriechen. Dort verlor er das Bewusstsein und regte sich zehn Tage nicht. Am zehnten Tag dann richtete er sich zum Erstaunen seiner Pflegerinnen auf, öffnete die Hand, und da war der Stein.

Die Ärzte des Sultans sagten, es sei ein Wunder, dass der Prinz eine so schlimme Verwundung überlebt habe, und die Pflegerinnen meinten, der Stein müsse heilende Kräfte haben. Die Juweliere des Sultans sagten etwas anderes, nämlich, dass der Stein der größte Rohdiamant sei, den je ein Mensch gesehen habe. Ihr begabtester Edelsteinschleifer verbrachte achtzig Tage damit, ihn zu schleifen, und als er fertig war, leuchtete der Diamant blau wie das tropische Meer, doch in seinem Kern trug er etwas Rotes, wie eine Flamme in einem Tropfen Wasser. Der Sultan ließ den Diamanten für den Prinzen in eine Krone fassen, und man sagte, wenn der junge Prinz auf seinem Thron sitze und die

Sonne auf ihn falle, blende der Stein seine Besucher so sehr, dass sie nicht mehr zwischen seiner Gestalt und dem Licht selbst zu unterscheiden wüssten.»

«Sind Sie sicher, dass das wahr ist?», fragt ein Mädchen.

«Pssst», sagt der Junge.

«Der Stein wurde als das Meer der Flammen bekannt. Einige glaubten, der Prinz sei ein Gott, und solange er den Stein besitze, könne er nicht getötet werden. Doch dann geschah etwas Merkwürdiges: Je länger der Prinz seine Krone trug, desto mehr schwand sein Glück. Nach einem Monat verlor er zwei Brüder, der eine ertrank, der andere wurde von einer Schlange gebissen. Nach sechs Monaten starb sein Vater an einer Krankheit, und um alles noch schlimmer zu machen, berichteten die Kundschafter des Sultans, im Osten sammelte sich eine riesige Armee.

Der Prinz rief die Berater seines Vaters zusammen. Alle sagten, er solle sich auf einen Krieg vorbereiten, alle bis auf einen, einen Priester, der sagte, die Göttin der Erde sei ihm im Traum erschienen und habe ihm erklärt, sie habe das Meer der Flammen ihrem Geliebten, dem Gott des Meeres, zum Geschenk machen und ihm mit dem Fluss schicken wollen. Aber der Fluss trocknete aus, der Prinz nahm den Stein, und die Göttin geriet in Wut. Sie verfluchte den Stein und den, der ihn für sich behielt.»

Alle Kinder beugten sich vor, Marie-Laure genau wie die anderen.

«Der Fluch besagte Folgendes: Wer immer den Stein besitze, solle ewig leben, aber die, die er liebe, solle als Preis dafür das Unglück in einer nicht enden wollenden Folge treffen.»

«Er soll ewig leben?»

«Erst, wenn er den Diamanten ins Meer werfe und ihn damit seinem rechtmäßigen Empfänger übergebe, werde die Göttin den Fluch aufheben. Drei Tage und drei Nächte lang überlegte der Prinz, der jetzt der Sultan war, und beschloss am Ende, den Stein zu behalten. Er hatte ihm das Leben gerettet, und der Prinz glaubte, so sei er unangreifbar. Dem Priester ließ er die Zunge aus dem Mund schneiden.»

«Autsch», sagte der kleinste Junge.

«Was für ein Fehler», sagte das größte Mädchen.

«Die Invasoren kamen», fuhr der Aufseher fort, «zerstörten den Palast und töteten jeden, den sie fanden. Der Prinz wurde nicht wieder

gesehen, und zweihundert Jahre lang hörte niemand mehr etwas vom Meer der Flammen. Einige sagten, der Diamant sei in viele kleinere Steine zerteilt worden, andere meinten, der Prinz trage ihn noch immer, und dass er in Japan oder Persien sei, ein einfacher Bauer, der nicht älter zu werden scheine.

So fiel das Meer der Flammen aus der Geschichte. Bis eines Tages, vor nicht allzu langer Zeit, einem französischen Diamantenhändler auf einer Reise zu den Golconda-Minen in Indien ein mächtiger, tropfenförmig geschliffener Diamant gezeigt wurde. Einhundertdreiunddreißig Karat. Von fast vollkommener Klarheit. Groß wie ein Taubenei, schrieb er, so blau wie das Meer, und mit einem roten Flackern im Herzen. Er fertigte einen Abguss von dem Stein an und schickte ihn an einen juwelenverrückten Herzog in Lothringen, mit einer Warnung, was die Gerüchte um einen Fluch anging. Aber der Herzog wollte den Diamanten unbedingt besitzen. Also brachte der Händler ihn nach Europa, und der Herzog ließ ihn in den Griff eines Gehstocks einfassen und nahm ihn überall hin mit.

«Uuh.»

«Innerhalb eines Monats zog sich die Herzogin eine Halskrankheit zu. Zwei ihrer liebsten Bediensteten fielen vom Dach und brachen sich das Genick. Dann kam der einzige Sohn des Herzogs bei einem Reitunfall um. Obwohl alle sagten, der Herzog selbst sehe besser aus denn je, fürchtete er sich, aus dem Haus zu gehen oder Besucher zu empfangen, und war am Ende überzeugt, sein Diamant sei tatsächlich das verwünschte Meer der Flammen. Er bat den König, ihn in seinem Museum zu verschließen, und zwar tief in einer eigens gebauten Kammer, die zweihundert Jahre lang nicht geöffnet werden dürfe.»

«Und?»

«Seitdem sind einhundertsechundneunzig Jahre vergangen.»

Die Kinder bleiben einen Moment lang stumm. Einige zählen mit den Fingern, dann heben alle gleichzeitig die Hand. «Dürfen wir ihn sehen?»

«Nein.»

«Nicht mal die erste Tür öffnen?»

«Nein.»

«Haben *Sie* ihn gesehen?»

«Nein.»

«Woher wissen Sie dann, dass er wirklich da drinnen ist?»

«Ihr müsst die Geschichte glauben.»

«Wie viel ist er wert, Monsieur? Könnte man damit den Eiffelturm kaufen?»

«Höchstwahrscheinlich könnte man mit einem so großen und seltenen Diamanten fünf Eiffeltürme kaufen.»

Sie schnappen nach Luft.

«Sind all die Türen dazu da, dass ihn kein Dieb stehlen kann?»

«Vielleicht», sagt der Führer und zwinkert ihnen zu, «sollen sie auch verhindern, dass der Fluch herauskommen kann.»

Die Kinder verstummen. Zwei, drei weichen einen Schritt zurück.

Marie-Laure nimmt die Brille ab, und die Welt verliert ihre Form. «Warum», sagt sie, «nimmt nicht jemand den Diamanten und wirft ihn ins Meer?»

Der Führer sieht sie an. Die anderen Kinder sehen sie ebenfalls an. «Wann», fragt einer der älteren Jungen, «hast du das letzte Mal jemanden fünf Eiffeltürme ins Meer werfen sehen?»

Lachen. Marie-Laure runzelt die Stirn. Es ist eine einfache Eisentür mit einem Schlüsseloch aus Messing.

Die Führung ist vorbei, die Kinder zerstreuen sich, und Marie-Laure trifft ihren Vater in der großen Ausstellungshalle. Er rückt ihr die Brille zurecht und zupft ihr ein Blatt aus den Haaren. «War es schön, *ma chérie*?»

Ein kleiner brauner Haussperling fliegt von einem der Deckenbalken herab und landet vor ihr auf den Fliesen. Marie-Laure streckt ihre geöffnete Hand aus. Der Sperling neigt den Kopf und überlegt. Dann flattert er davon.

Einen Monat später ist sie blind.

## Zollverein

Werner Hausner wächst fünfhundert Kilometer nordöstlich von Paris auf dem Gelände der Zeche Zollverein auf, einem viertausend Morgen großen Kohlebergbaukomplex außerhalb von Essen. Die Gegend lebt von Stahl und Kohle, die Erde ist voller Löcher. Schornsteine rauchen, Lokomotiven pendeln auf erhöhten Trassen, und auf Abraumhalden stehen kahle Bäume wie skelettierte Hände, die sich aus der Unterwelt herausrecken.

Werner und seine jüngere Schwester Jutta leben im «Kinderhaus», einem zweistöckigen verlinkerten Waisenhaus in der Viktoriastraße, dessen Räume vom Husten kranker Kinder und dem Schreien Neugeborener widerhallen. In ramponierten Truhen schlummern die letzten Besitztümer verstorbener Eltern, ausgebesserte Kleider, angelaufene Familienbestecke, verblichene Ambrotypen von Vätern, die von den Schächten verschluckt wurden.

Werners früheste Jahre sind die magersten. Draußen vor den Toren der Zeche streiten sich Männer um Arbeit, Hühnereier kosten zwei Millionen Reichsmark pro Stück, und das rheumatische Fieber streicht wie ein Wolf ums Kinderhaus. Es gibt weder Butter noch Fleisch, und auch Obst nur mehr in der Erinnerung. Während der schlimmsten Monate hat die Leiterin des Waisenhauses an manchen Abenden nichts als Kekse aus Senfpuder und Wasser für ihre zwölf Schutzbefohlenen.

Aber der siebenjährige Werner scheint zu schweben. Er ist zu klein für sein Alter, seine Ohren stehen ab, und seine Stimme ist hoch und lieb. Das Weiß seines Haars lässt die Leute auf der Straße innehalten. Schnee, Milch und Kreide. Eine Farbe ohne jede Farbe. Jeden Morgen schnürt er sich die Schuhe, stopft sich gegen die Kälte Zeitungen in den Mantel und macht sich daran, die Welt zu befragen. Er fängt Schneeflocken, Kröten, weckt Frösche aus dem Winterschlaf und schwatzt Bäckern, die nichts zu verkaufen haben, Brot ab. Regelmäßig taucht er mit frischer Milch für die Babys in der Küche auf. Und er bastelt Dinge: Papierschachteln, einfache Doppeldecker und Spielzeugboote mit funktionierenden Rudern.



Alle paar Tage verblüfft er die Leiterin mit einer unbeantwortbaren Frage: «Warum kriegen wir Schluckauf, Frau Elena?»

«Wenn der Mond so groß ist, Frau Elena, warum sieht er dann so klein aus?»

«Frau Elena, weiß eine Biene, dass sie sterben wird, wenn sie jemanden sticht?»

Frau Elena ist eine protestantische Nonne aus dem Elsass und mag die Kinder mehr als das Beaufsichtigen. Sie singt mit greller Falsettstimme französische Volkslieder, hat eine Schwäche für Sherry und schläft oft im Stehen ein. Manchmal lässt sie die Kinder abends länger aufbleiben und erzählt ihnen auf Französisch Geschichten aus ihrer Kindheit in einem an die Berge geschmiegtten Haus, das Dach meterhoch mit Schnee bedeckt, mit einem städtischen Ausrufer, in der Kälte dampfenden Bachläufen und reifbedeckten Weinreben. Geschichten aus einer weihnachtlichen Bilderbuchwelt.

«Können taube Menschen ihr Herz schlagen hören, Frau Elena?»

«Warum klebt Kleber nicht in der Tube fest, Frau Elena?»

Sie lacht, fährt Werner durchs Haar und flüstert: «Sie werden sagen, dass du zu klein bist, Werner, dass dir die Herkunft fehlt und du keine großen Träume hegen sollst. Aber ich glaube an dich. Ich glaube, du wirst einmal etwas Großes tun.» Dann schickt sie ihn in das kleine Bett, das er oben auf dem Dachboden für sich reklamiert hat, direkt unter dem Fenster.

Manchmal zeichnen er und Jutta. Seine Schwester kommt zu Werners Bett geschlichen, und sie liegen nebeneinander auf dem Bauch und reichen den Bleistift hin und her. Jutta ist zwei Jahre jünger, aber die Talentiertere. Am liebsten zeichnet sie Paris, eine Stadt, die sie von einer einzigen Fotografie kennt. Das Foto ist hinten auf einem der Liebesromane von Frau Elena: mit Mansardendächern, vernebelten großen Häusern und der Eisenkonstruktion eines fernen Turmes. Sie zeichnet sich verdrehende weiße Wohnblöcke, komplizierte Brücken und Menschen links und rechts des Ufers.

An anderen Tagen zieht Werner seine Schwester in einem selbst gebauten Bollerwagen über das Zechengelände. Sie rattern über lange Kieswege an Hütten, brennenden Tonnen und entlassenen Kumpeln vorbei, die reglos wie Statuen dahocken. Regelmäßig verlieren sie eines der Räder, und Werner kniet sich geduldig hin und befestigt es

wieder an der Achse. Um sie herum strebt die zweite Schicht in die Gebäude, während die Arbeiter der ersten Schicht gebückt, müde und mit blauen Nasen nach Hause trotten, die Gesichter unter den Helmen wie geschwärzte Totenschädel. «Hallo», piepst Werner, «guten Tag», doch die Bergleute ziehen für gewöhnlich wortlos an ihm vorbei, vielleicht sehen sie ihn nicht einmal. Sie halten den Blick auf den Schmutz des Weges gerichtet, und der wirtschaftliche Zusammenbruch Deutschlands schwebt über ihnen wie die strenge Geometrie der Fördertürme.

Werner und Jutta durchsuchen schimmernde Haufen schwarzen Staubs und klettern auf die Gerippe verrostender Maschinen. Sie reißen Beeren aus Brombeergestrüpp und pflücken Löwenzahn. Manchmal finden sie Kartoffelschalen oder Möhrengrün in Mülleimern, dann wieder sammeln sie Papier, auf dem sich malen lässt, und alte Zahnpastatuben, deren Reste zu Kalk getrocknet werden können. Hin und wieder zieht Werner seine Schwester zu Schacht 9, der größten der Schachtanlagen, in Lärm gehüllt, leuchtend wie die Zündflamme mitten in einem Gasofen. Ein fünf Stockwerke hoher Förderturm erhebt sich über dem Schacht, Trossen schwingen, Hämmer schlagen, Männer rufen, und zu allen Seiten hin erstrecken sich Bauten und Geschäftigkeit. Sie sehen die Loren aus der Erde fahren, und aus dem Schuppen kommen die Kumpel mit ihren Henkelmännern und streben Richtung Aufzug wie Insekten, die in eine Lichtfalle gehen.

«Da unten», flüstert Werner seiner Schwester zu. «Da unten ist Vater gestorben.»

Und wenn es dunkel wird, zieht Werner die kleine Jutta wortlos zwischen den eng beieinanderstehenden Wohnhäusern der Zeche hindurch. Zwei Kinder mit schneeweißem Haar bewegen sich durch eine Rußlandschaft und tragen ihre armseligen Schätze in die Viktoriastraße 3, wo Frau Elena in den Kohleofen starrt und mit müder Stimme ein französisches Wiegenlied singt, während ihr ein kleines Kind an der Schürze zieht und ein anderes in ihren Armen heult.

## Schlüssel

Angeborener grauer Star. Beidseitig. Unheilbar. «Kannst du das sehen?», fragen die Ärzte. «Kannst du das sehen?» Marie-Laure wird für den Rest ihres Lebens blind sein. Orte, die ihr einst vertraut waren – die Vierzimmerwohnung, in der sie mit ihrem Vater lebt, der kleine baumgesäumte Platz am Ende ihrer Straße –, sind zu Labyrinthen voller Gefahren geworden. Schubladen sind nie da, wo sie sein sollten. Die Toilette ist ein Abgrund. Ein Glas Wasser steht zu nahe oder zu weit weg, und ihre Finger sind zu groß, immer zu groß.

Was ist Blindheit? Wo eine Mauer sein sollte, greifen ihre Hände ins Leere. Wo nichts sein sollte, läuft sie gegen einen Tisch. Autos brummen durch die Straßen, Blätter flüstern am Himmel, Blut rauscht durchs Innenohr. Auf der Treppe, in der Küche, selbst neben ihrem Bett reden Erwachsenenstimmen von Verzweiflung.

«Das arme Kind.»

«Der arme Monsieur LeBlanc.»

«Er hat's nie leicht gehabt, weißt du. Im Krieg ist sein Vater gestorben, seine Frau im Kindbett. Und jetzt das?»

«Als läge ein Fluch auf ihnen.»

«Sieh sie an. Sieh ihn an.»

«Er sollte sie weggeben.»

Es sind Monate der Verletzungen und des Elends. Zimmer neigen sich wie Segelboote zur Seite, halb geöffnete Türen schlagen Marie-Laure ins Gesicht. Ihre einzige Zuflucht ist ihr Bett, den Saum der Decke am Kinn, während ihr Vater auf dem Stuhl neben ihr noch eine Zigarette raucht und eines seiner winzigen Modelle schnitzt. Der kleine Hammer macht tock, tock, tock, und das Sandpapier lässt ein rhythmisches, beruhigendes Reiben hören.

Die Verzweiflung dauert nicht an. Marie-Laure ist zu jung und ihr Vater zu geduldig. Es gibt keine Flüche, versichert er ihr. Man kann Glück haben oder auch Pech, eine leichte Neigung der Tage zu Erfolg oder Scheitern erleben: Flüche gibt es nicht.

An sechs Tagen der Woche weckt er sie vor Sonnenaufgang, und sie hält die Arme in die Höhe, während er sie anzieht. Strümpfe, Kleid, Pullover. Wenn genug Zeit ist, lässt er sie versuchen, sich die Schuhe selbst zuzubinden. Anschließend trinken sie in der Küche gemeinsam eine Tasse Kaffee, heiß, stark und mit so viel Zucker, wie sie möchte.

Um zwanzig vor sieben holt sie ihren weißen Stock aus der Ecke, schiebt einen Finger hinter den Gürtel ihres Vaters und folgt ihm drei Stockwerke nach unten und sechs Straßen weiter ins Museum.

Um Punkt sieben schließt er den Eingang Nr. 2 auf. Drinnen riecht es vertraut nach den Farbbändern von Schreibmaschinen, nach gewachsenen Böden und Felsenstaub. Auch ihre Schritte durch die große Ausstellungshalle klingen vertraut. Ihr Vater begrüßt einen Nachtwächter, einen Aufseher, und sie erhalten jeweils die gleichen zwei Worte zur Antwort: «*Bonjour, bonjour.*»

Zweimal nach links, einmal nach rechts. Das Schlüsselbund ihres Vaters klimpert, ein Schloss öffnet sich, ein Tor schwingt auf.

In der Schlüsselausgabe, die gleichzeitig die Werkstatt ihres Vaters ist, stehen sechs Schränke mit Glastüren, in denen Tausende eiserne Schlüssel hängen. Es gibt Rohlinge und Generalschlüssel, Tonnen-schlüssel und Schlüssel mit alten, viktorianischen Räten, Aufzug-schlüssel und Schrankschlüssel. Schlüssel so lang wie Marie-Laures Unterarm und andere, kürzer als ihr Daumen.

Marie-Laures Vater ist für sämtliche Schlösser des Muséum national d'Histoire naturelle verantwortlich. Er schätzt, dass es im gesamten Museumskomplex, den Werkstätten, Magazinen, vier öffentlichen Museen, der Menagerie, den Gewächshäusern und dem Jardin des Plantes mit seinen Heilkräutern, Schmuckpflanzen, Toren und Pavillons etwa zwölftausend Schlösser gibt. Niemand sonst hat den Überblick, um ihm widersprechen zu können.

Den ganzen Morgen steht er am Eingang der Schlüsselausgabe und händigt den Angestellten ihre Schlüssel aus. Erst kommen die Tierpfleger, dann die Verwaltungsangestellten, die gegen acht Uhr hereineilen. Ihnen folgen die Techniker, Bibliothekare und wissenschaftlichen Assistenten, die Wissenschaftler selbst trudeln zuletzt ein. Alles ist nummeriert und mit Farben gekennzeichnet. Jeder Angestellte, vom Aufseher bis zum Direktor, muss seine Schlüssel immer bei sich haben. Niemand darf sie mit aus dem Museum nehmen, noch dürfen

sie auf einem Schreibtisch liegen bleiben. Schließlich besitzt das Museum unschätzbar wertvolle Jade aus dem dreizehnten Jahrhundert, Cavansit aus Indien und Rhodochrosit aus Colorado, und hinter einem von Marie-Laures Vater gefertigten Schloss steht eine florentinische, aus Lapislazuli geformte Apothekenschüssel, die jedes Jahr Experten aus Tausenden Kilometern Entfernung anlockt.

Ihr Vater stellt sie auf die Probe. Ist das hier ein Schlüssel für einen Tresorraum oder ein Vorhängeschloss, Marie? Für einen Schrank oder ein Bolzenschloss? Er fragt sie nach den Plätzen bestimmter Schlüssel, nach den Inhalten der Schränke. Ständig legt er ihr etwas Unerwartetes in die Hände: eine Glühbirne, einen versteinerten Fisch, eine Flamingofeder.

Jeden Morgen, auch sonntags, setzt er sie für eine Stunde hinter ihr Lehrbuch für Blindenschrift. Das *A* ist ein Punkt in der oberen Ecke, das *B* sind zwei Punkte übereinander. *Jean. Geht. Zum. Bäcker. Jean. Geht. Zum. Käseladen.*

Nachmittags nimmt er sie auf seinen Rundgang mit. Er ölt Riegel, repariert Schränke, poliert Wappen und führt sie durch einen Korridor und einen Ausstellungsraum nach dem anderen. Enge Durchgänge öffnen sich in riesige Bibliotheken, durch Glastüren gelangen sie in Gewächshäuser, in denen es intensiv nach Humus, nassen Zeitungen und Lobelien riecht. Es gibt Schreinerwerkstätten, Präparatorienstudios, endlose Regalmeter und Artenschubladen, ganze Museen innerhalb des Museums.

Manchmal lässt er Marie-Laure nachmittags bei Dr. Geffard, einem alternden Weichtierspezialisten, dessen Bart nach nasser Wolle riecht. Dr. Geffard legt dann seine Arbeit zur Seite, ganz gleich, was es ist, öffnet eine Flasche Malbec und erzählt Marie-Laure mit seiner flüsternden Stimme von den Riffen, die er als junger Mann besucht hat, vor den Seychellen, vor Belize und Sansibar. Er nennt seine Besucherin Laurette und isst jeden Tag um drei eine gebratene Ente. Sein Kopf beherbergt eine scheinbar unendliche Anzahl zweigliedriger lateinischer Namen.

An der hinteren Wand in Dr. Geffards Laboratorium stehen Schränke mit mehr Schubladen, als Marie-Laure zählen kann, und er lässt sie eine nach der anderen öffnen und die Schalentiere daraus in die Hände nehmen: Wellhornschncken, Olivenschncken, *Volutas*

*imperiales* aus Thailand, Teufelskrallen aus Indonesien – das Museum besitzt mehr als zehntausend Arten, das sind über die Hälfte der bekannten Arten der Welt, und Marie-Laure befühlt den Großteil von ihnen.

«Dieses Haus hier, Laurette, gehörte einmal einer Veilchenschnecke. Sie ist blind und verbringt ihr Leben an der Meeresoberfläche. Sobald sie in den Ozean gerät, wühlt sie das Wasser auf und erzeugt viele, viele kleine Bläschen, die sie mit ihrem Schleim festhält. Die Bläschen sind ihr Floß, sie wird damit herumgeweht und ernährt sich von den wirbellosen Wassertierchen, auf die sie trifft. Sollte sie ihr Floß jemals verlieren, versinkt sie und stirbt ...»

Das Haus einer *Carinaria* ist zugleich leicht und schwer, hart und weich, glatt und rau. Mit der *Murex*, die Dr. Geffard auf seinem Schreibtisch liegen hat, kann sich Marie-Laure eine halbe Stunde lang beschäftigen. Mit ihren hohlen Stacheln, verschwielten Windungen und dem tiefen Eingang ist die *Murex* ein Wald aus Dornen, Höhlen und Texturen. Ein Königreich.

Marie-Laures Hände bewegen sich ohne Unterlass, sammeln, befühlen, probieren. Das Brustgefeder einer ausgestopften, auf einen Ast gesetzten Meise ist unglaublich weich, ihr Schnabel spitz wie eine Nadel. Die Pollen an den Spitzen der Staubgefäße von Tulpen sind weniger Staub- als kleine Ölkörner. Etwas wirklich zu berühren, sei es die Rinde eines Ahorns draußen, ein in der Abteilung für Entomologie aufgespießter Hirschkäfer oder das Innere einer sorgfältig polierten Jakobsmuschel, so lernt sie, ist eine Form von Liebe.

Abends zu Hause stellt ihr Vater ihre Schuhe immer in dieselbe Ecke, hängt ihre Mäntel immer an dieselben Haken. Marie-Laure überquert sechs in gleichen Abständen auf die Küchenfliesen geklebte Streifen, um zum Tisch zu gelangen, und folgt einem Zwirnsfaden, der vom Tisch zur Toilette führt. Ihr Vater serviert das Abendessen auf einem runden Teller und beschreibt die Lage der einzelnen Speisen nach den Stunden eines Zifferblatts. «Die Kartoffeln liegen auf sechs Uhr, *ma chérie*, die Pilze auf drei.» Später steckt er sich eine Zigarette an und arbeitet an der Werkbank in der Ecke der Küche an seinen Miniaturen. Er baut ein maßstabsgetreues Modell ihres ganzen Viertels, mit den großfenstrigen Häusern, den Gossen und Gullys, der *Laverie* und der *Boulangerie* sowie der kleinen *Place* am Ende der Straße

mit den vier Bänken und zehn Bäumen. An warmen Abenden öffnet Marie-Laure ihr Fenster und lauscht der Dunkelheit, die sich auf die Balkone, die Giebel und Schornsteine herabsenkt, müde und friedlich, bis sich das Viertel und sein Modell in ihrem Kopf vermischen.

Dienstags ist das Museum geschlossen. Marie-Laure und ihr Vater schlafen aus. Sie trinken Kaffee mit viel Zucker, spazieren zum Panthéon, zum Blumenmarkt oder an der Seine entlang. Immer wieder besuchen sie die Buchhandlung. Er gibt ihr ein Wörterbuch, eine Zeitschrift, einen Band mit Fotos in die Hände. «Wie viele Seiten, Marie-Laure?»

Sie fährt mit einem Nagel über den Rand.

«Zweiundfünfzig?» «Siebenhundertfünf?» «Einhundertneunddreißig?»

Er schiebt ihr das Haar hinter die Ohren. Er hebt sie sich über den Kopf. Er sagt, sie sei sein *émerveillement*. Er sagt, er würde sie niemals verlassen, in einer Million Jahren nicht.

## Radio

Werner ist acht Jahre alt, stöbert hinter einem Lagerschuppen im Müll herum und entdeckt etwas, das wie eine große Garnrolle aussieht. Es ist ein mit Draht umwickelter Zylinder zwischen zwei Kiefernholzscheiben. Drei ausgefranzte Kabel ragen an der Seite heraus, an einem hängt ein kleiner Ohrhörer.

Die sechsjährige Jutta mit ihrem runden Gesicht und dem bauschigen Haar hockt sich neben ihren Bruder. «Was ist das?»

«Ich glaube», sagt Werner und fühlt sich dabei, als hätte sich oben im Himmel eine Tür für ihn geöffnet, «wir haben ein Radio gefunden.»

Bis jetzt hat er nur hin und wieder einen flüchtigen Blick auf ein Radio erhascht: ein großes, in einen Schrank eingebautes Gerät durch die Spitzengardinen eines höheren Angestellten, einen tragbaren Empfänger in einem Schlafsaal der Bergleute und im Gemeindesaal. Berührt hat er nie eines.

Er und Jutta schmuggeln das Ding zurück in die Viktoriastraße 3 und untersuchen es im Schein einer Lampe. Sie wischen den Schmutz ab, entwirren die Kabel und waschen die Erde aus dem Ohrhörer.

Es funktioniert nicht. Andere Kinder kommen, sehen ihnen zu und staunen, verlieren jedoch schnell das Interesse und halten die Sache für hoffnungslos. Werner nimmt das kleine Radio mit auf den Dachboden zu seinem Bett und studiert es stundenlang. Er nimmt auseinander, was sich auseinandernehmen lässt, legt die Einzelteile auf den Boden und hält sie einzeln gegen das Licht.

Drei Wochen, nachdem er den Detektorempfänger gefunden hat, an einem sonnengoldenen Nachmittag, als so gut wie jedes Kind der Zeche Zollverein draußen ist, fällt ihm auf, dass der längste Draht, eine dünne, Hunderte Male um den zentralen Zylinder gewickelte Faser, an mehreren Stellen gebrochen ist. Langsam, vorsichtig wickelt er die Spule ab und trägt das Ganze nach unten, wo er Jutta ruft, die ihm dabei helfen soll, die Unterbrechungen wieder zusammenzufügen und den Draht neu aufzuwickeln.



«Jetzt lass es uns versuchen», flüstert er, drückt sich den Hörer an das Ohr und fährt mit der Einstellnadel – das muss sie sein, hat er entschieden – über die Spule.

Er hört ein feines, statisches Rauschen, und dann dringt tief aus dem Ohrhörer ein Strom von Konsonanten. Werners Herz setzt aus, die Stimme scheint in den Winkeln seines Kopfes widerzuhallen.

Das Geräusch verblasst so schnell, wie es gekommen ist. Er verschiebt die Nadel um wenige Millimeter. Das Rauschen wird lauter. Noch ein paar Millimeter. Nichts.

Frau Elena steht in der Küche und knetet Teig, von draußen dringen Jungenrufe herein. Werner fährt mit der Nadel vor und zurück.

Rauschen, nichts als Rauschen.

Er will gerade Jutta den Ohrhörer geben, als er, etwa in der Mitte der Spule, den schnellen, heftigen Strich eines Bogens über die Saiten einer Geige hört. Er versucht, die Nadel vollkommen ruhig zu halten. Eine zweite Geige gesellt sich zur ersten. Jutta drängt sich näher heran, sie sieht ihren Bruder mit weit aufgerissenen Augen an.

Ein Klavier folgt den Geigen, Holzbläser setzen ein. Die Geigen eilen voraus, die Bläser flattern ihnen hinterher. Weitere Instrumente stimmen mit ein. Flöten? Harfen? Die Musik rast dahin und scheint sich selbst wieder einzuholen.

«Werner?», flüstert Jutta.

Er kneift kurz die Augen zu, er muss seine Tränen herunterschlucken. Der Raum sieht aus wie immer: Zwei Kinderbetten stehen unter zwei Kreuzfixen, Staub treibt aus dem offenen Maul des Ofens, von den Bodendielen blättern Dutzende Farbschichten. Über dem Waschbecken hängt eine Stickarbeit, die das verschneite elsässische Dorf von Frau Elena zeigt. Und doch ist da Musik. Als wäre in Werners Kopf ein unendlich kleines Orchester zum Leben erwacht.

Der Raum scheint sich langsam in Drehung zu versetzen. Seine Schwester wiederholt seinen Namen mit mehr Nachdruck, und er drückt ihr den Hörer ans Ohr.

«Musik», sagt er.

Er hält die Nadel, so ruhig er kann. Das Signal ist so schwach, dass er, obwohl der Hörer nur Zentimeter entfernt ist, nichts mehr von der Musik hören kann. Er betrachtet das reglose Gesicht seiner Schwester, nur ihre Lider bewegen sich. In der Küche hält Frau Elena die

mehlweißen Hände in die Luft, neigt den Kopf zur Seite und sieht zu den beiden hinüber, zwei ältere Jungen kommen hereingelaufen, bleiben stehen, spüren die Veränderung in der Luft, und das kleine Radio mit seinen vier Klemmen und der daliegenden Antenne steht ruhig auf dem Boden zwischen ihnen allen wie ein Wunder.

## Bring uns nach Hause

Gewöhnlich vermag Marie-Laure, die hölzernen Geduldsspiel-Schachteln zu öffnen, die ihr der Vater jedes Jahr zum Geburtstag baut. Oft haben sie die Form von kleinen Häusern und enthalten ein hübsches Schmuckstück. Es herauszuholen, erfordert eine raffinierte Abfolge von Schritten: Finde mit den Fingernägeln die Fuge, schiebe den unteren Teil nach rechts, nimm die seitliche Leiste ab, öffne mit dem dahinter versteckten Schlüssel den Deckel und entdecke das Armband.

An ihrem siebten Geburtstag nimmt ein winziges hölzernes Chalet die Stelle auf dem Küchentisch ein, wo normalerweise die Zuckerdose steht. Marie-Laure zieht eine versteckte Schublade aus dem Sockel, findet darunter eine Öffnung, nimmt den darin liegenden hölzernen Schlüssel und steckt ihn in den Kamin. Im Inneren erwartet sie ein Stück Schweizer Schokolade.

«Vier Minuten», sagt ihr Vater lachend. «Im nächsten Jahr muss ich mich mehr anstrengen.»

Sein Modell ihres Viertels ergibt jedoch im Gegensatz zu den Geburtstagsschachteln lange Zeit kaum Sinn für Marie-Laure. Es ist nicht wie die Wirklichkeit. So hat die Miniaturkreuzung der Rue de Mirbel und der Rue Monge nichts mit der realen, nur einen Block von ihrer Wohnung entfernten Kreuzung zu tun, die ein Amphitheater aus Geräuschen und Gerüchen ist: Im Herbst riecht sie nach Verkehr und Rizinusöl, Brot aus der Bäckerei, Kampfer aus der Apotheke Avent, Rittersporn, Wicken und Rosen vom Blumenstand. Im Winter badet sie im Duft gerösteter Kastanien, und an Sommerabenden wird sie langsam und träge, gefüllt mit schlaftrunkenen Gesprächen und dem Kratzen schwerer metallener Stühle.

Das Modell ihres Vaters riecht nur nach getrocknetem Kleber und Sägemehl. Seine Straßen sind leer, auf den Bürgersteigen bewegt sich nichts. Für Marie-Laures Finger ist es wenig mehr als eine kleine, unzureichende Nachbildung. Aber er besteht darauf, dass sie mit den Fingern darüberfährt, um die verschiedenen Häuser zu erkennen, die Lage der Straßen. Und eines kalten Dienstags, mehr als ein Jahr nach

ihrer Erblindung, führt ihr Vater sie die Rue Cuvier hinauf, bis an den Rand des Jardin des Plantes.

«Das, *ma chérie*, ist der Weg, den wir jeden Morgen gehen. Hinter den Zedern vor uns liegt die große Ausstellungshalle.

«Ich weiß, Papa.»

Er nimmt sie auf den Arm und dreht sich dreimal mit ihr im Kreis. «Und jetzt», sagt er, «bringst du uns wieder nach Hause.»

Sprachlos öffnet sie den Mund.

«Ich möchte, dass du dir das Modell vorstellst, Marie.»

«Aber das kann ich unmöglich!»

«Ich bleibe einen Schritt hinter dir. Ich passe auf, dass dir nichts passiert. Du hast deinen Stock. Du weißt, wo du bist.»

«Das weiß ich nicht!»

«Doch, das weißt du.»

Verzweiflung. Sie kann noch nicht einmal sagen, ob der Park vor oder hinter ihr liegt.

«Ganz ruhig, Marie. Zentimeter für Zentimeter.»

«Es ist weit, Papa. Es sind mindestens sechs Straßen.»

«Sechs Straßen, das stimmt genau. Denke logisch. Wohin sollen wir zuerst gehen?»

Die Welt schwankt und rumpelt. Krähen schreien, Bremsen quiet-schen, und links von ihr scheint jemand mit einem Hammer auf etwas Metallenes zu schlagen. Sie schiebt sich voran, bis die Spitze ihres Stocks in der Luft hängt. Der Bordstein? Ein Teich, eine Treppe, eine Klippe? Sie dreht sich um neunzig Grad. Drei Schritte vor. Jetzt findet ihr Stock einen Mauervorsprung. «Papa?»

«Ich bin hier.»

Sechs Schritte, sieben Schritte, acht. Lärm überholt sie, ein Kammerjäger, der mit dröhnender Pumpe aus einem Haus tritt. Zwölf Schritte weiter läutet die an die Klinke einer Ladentür gebundene Glocke, zwei Frauen kommen heraus und stoßen im Vorbeigehen gegen Marie-Laure.

Das Mädchen lässt den Stock fallen und fängt an zu weinen.

Der Vater nimmt seine Tochter in den Arm und drückt sie an seine Brust.

«Es ist so groß», flüstert sie.

«Du kannst das, Marie.»

Sie kann es nicht.

## Etwas entsteht

Während andere Kinder Himmel und Hölle spielen oder im Kanal schwimmen, sitzt Werner allein oben im Schlafraum und experimentiert mit seinem Detektor. Nach einer Woche kann er ihn mit geschlossenen Augen auseinandernehmen und wieder zusammensetzen. Kondensator, Spule, Senderabstimmung, Ohrhörer. Ein Kabel führt in die Erde, das andere in den Himmel. Noch nie hat er etwas gesehen, das so viel Sinn ergibt.

Er sammelt Teile aus Versorgungsschuppen: Kupferdrahtstücke, Schrauben, einen verbogenen Schraubenzieher. Er bezirzt die Frau des Apothekers, die ihm einen kaputten Kopfhörer schenkt. Er rettet die Magnetspule einer weggeworfenen Klingel, lötet sie an einen Kaltleiter und baut einen Lautsprecher. Innerhalb eines Monats konstruiert er den Empfänger komplett neu, fügt hier und da zusätzliche Teile an und verbindet ihn mit einer Stromquelle.

Jeden Abend trägt er das Radio nach unten, und Frau Elena lässt ihre Schutzbefohlenen eine Stunde lang zuhören. Sie lauschen Nachrichtensendungen, Konzerten, Opern, Nationalchören, Volksliedern. Ein Dutzend Kinder sitzt im Halbkreis auf den Möbeln, Frau Elena, die selbst kaum größer ist als ein Kind, zwischen ihnen.

*Um uns ist heute eine bewegte Zeit, heißt es im Radio. Aber wir klagen nicht. Zu kämpfen sind wir gewohnt, denn aus dem Kampf sind wir gekommen. Wir wollen die Füße fest in unsere Erde stemmen, und wir werden keinem Ansturm erliegen.* Die älteren Mädchen mögen Muskratespiele, Gymnastiksendungen und einen regelmäßigen Beitrag mit dem Titel *Jahreszeitliche Tipps für Verliebte*, gegen die alle kleineren Kinder protestieren. Die Jungen mögen Hörspiele, Nachrichtensendungen und Soldatenlieder. Jutta liebt Jazz. Werner mag alles. Geigen, Hörner, Trommeln, Reden – den Mund an einem fernen Mikrofon, dessen Stimme aus ihrem Lautsprecher klingt. Der Zauber hält ihn gefesselt.

*Kann es da wundernehmen, heißt es im Radio, dass Mut, Vertrauen und Zuversicht in zunehmendem Maße im ganzen deutschen*

*Volk wieder Einkehr gehalten haben? Muss nicht aus dieser Glut der Opferbereitschaft auch wieder für das ganze Volk die Flamme einer neuen Gläubigkeit emporschlagen?*

Wochen vergehen, und es kommt Werner tatsächlich so vor, als entstehe da etwas Neues. Die Kohleförderung wächst, die Arbeitslosigkeit geht zurück, sonntags gibt es Fleisch zu essen. Lammfleisch, Schweinefleisch, Knackwürste. Das ist ein Luxus, der vor einem Jahr noch unerhört gewesen wäre. Frau Elena kauft ein neues, mit orange-farbenem Kord bezogenes Sofa und einen Herd mit Flammen in schwarzen Ringen, der Kirchenrat in Berlin schickt drei neue Bibeln, und an der Hintertür wird eine Waschmaschine angeliefert. Werner bekommt eine neue Hose, Jutta ein eigenes Paar Schuhe. In den Nachbarhäusern klingeln Telefone.

Eines Mittags, auf dem Heimweg von der Schule, bleibt Werner vor einem Schaufenster stehen und drückt sich die Nase an der großen Scheibe platt: Fünf Dutzend daumengroße SA-Männer marschieren da, jeder mit einem braunen Hemd und einem winzigen roten Armband, einige mit Flöten, einige mit Trommeln, und ein paar Offiziere sitzen auf glänzenden schwarzen Hengsten. Über ihnen, an einem Draht, zieht ein blechernes Wasserflugzeug mit hölzernen Schwimmkufen und einem sich drehenden Propeller elektrische, hypnotisierende Runden. Werner studiert es lange durch die Glasscheibe hindurch und versucht zu begreifen, wie es funktioniert.

Es wird Abend, im Herbst 1936, Werner trägt das Radio nach unten und stellt es auf die Anrichte. Die anderen Kinder zappeln erwartungsvoll herum. Der Empfänger wird summend warm. Werner tritt einen Schritt zurück, die Hände in den Taschen. Aus dem Lautsprecher dringt der Gesang eines Kinderchores: *Wir hoffen, nur zu arbeiten, zu arbeiten, zu arbeiten und zu arbeiten, glorreiche Arbeit für das Heimatland zu tun.* Dann beginnt ein staatlich gefördertes Stück aus Berlin, eine Geschichte von Eindringlingen, die sich nachts in ein Dorf schleichen.

Alle zwölf Kinder sitzen gebannt da. Die Eindringlinge sind hakennasige Kaufhausbesitzer, betrügerische Juweliere, unehrenhafte Bankiers, und sie verkaufen funkelnden Müll. Sie stehlen den alteingesessenen Dorfbewohnern ihre Arbeit, und bald schon hecken sie Pläne aus, deutsche Kinder in ihren Betten zu ermorden. Endlich be-

greift ein einfacher, aber wachsamer Dorfbewohner, was da vor sich geht. Die Polizei wird gerufen, große, bestimmt gut aussehende Wachtmeister mit wunderbaren Stimmen. Sie treten die Türen ein. Sie zerren die Eindringlinge fort. Ein patriotischer Marsch wird gespielt. Alle sind wieder glücklich.

## Licht

Jeden Dienstag scheitert sie aufs Neue. Sie führt ihren Vater sechs Häuserblocks weit in die falsche Richtung, ist wütend und mutlos, und am Ende sind sie weiter von zu Hause weg als zu Anfang. Im Winter ihres achten Lebensjahres jedoch beginnt Marie-Laure, sich zu ihrer eigenen Überraschung zurechtzufinden. Sie fährt mit den Fingern über das Modell in der Küche und zählt die winzigen Bänke, die Bäume, Laternen und Eingänge. Jeden Tag entdeckt sie ein neues Detail, jeder Gully, jede Parkbank und jeder Hydrant des Modells hat sein reales Gegenstück in der Welt draußen.

Marie-Laure schafft es, ihren Vater immer näher an ihr Haus heranzubringen, bevor sie einen Fehler macht. Vier Straßen, drei Straßen, zwei. Und an einem verschneiten Dienstag im März, als er sie wieder an einen neuen Ort führt, nahe am Ufer der Seine, sie dreimal im Kreis dreht und sagt: «Bring uns nach Hause», wird ihr bewusst, dass sie zum ersten Mal seit Beginn ihrer Übungen keine Angst im Bauch aufsteigen fühlt.

Sie geht auf dem Bürgersteig in die Hocke.

Der leicht metallene Geruch fallenden Schnees umgibt sie. *Ganz ruhig. Hör hin.*

Autos platschen über die Straße, Schmelzwasser rinnt durch die Gossen. Sie hört die Schneeflocken in den Bäumen ticken und murmeln. Sie riecht die Zedern im Jardin des Plantes, einen halben Kilometer entfernt. Die Métro rattert unter dem Gehweg: Sie sind auf dem Quai Saint-Bernard. Der Himmel weitet sich, und sie hört das Knacken von Ästen: Das ist der schmale Park hinter der Galerie de Paléontologie. Dann muss das hier, so begreift sie, die Ecke sein, wo der Quai auf die Rue Cuvier trifft.

Sechs Straßen, vierzig Häuser, zehn kleine Bäume auf einem Platz. Diese Straße kreuzt diese Straße kreuzt diese Straße. Zentimeter um Zentimeter.

Ihr Vater klimpert mit den Schlüsseln in seiner Tasche. Vor ihnen



erheben sich die großen, schönen Häuser entlang des Parks und werfen das Geräusch zurück.

Sie sagt: «Wir gehen nach links.»

Sie gehen die Rue Cuvier hinunter. Drei Enten kommen geflogen, schlagen synchron mit den Flügeln und halten auf die Seine zu. Als die Vögel über sie hinwegfliegen, stellt Marie-Laure sich vor, sie kann das Licht auf ihren Flügeln fühlen, wie es jede einzelne Feder berührt.

Links in die Rue Geoffroy-Saint-Hilaire. Rechts in die Rue Daubenton. Drei Gullys, vier Gullys, fünf. Links wird der offene, schmiedeeiserne Zaun des Jardin des Plantes erscheinen, seine dünnen Stangen wie das Gitter eines riesigen Vogelkäfigs.

Gegenüber von ihr jetzt der Bäcker, der Metzger, das Feinkostgeschäft.

«Können wir hinüber, Papa?»

«Ja.»

Gut. Dann geradeaus. Sie gehen jetzt ihre Straße hinauf, da ist sie sicher. Einen Schritt hinter ihr hebt ihr Vater den Blick zum Himmel und schenkt ihm ein breites Lächeln. Marie-Laure spürt es, obwohl er hinter ihr geht, obwohl er nichts sagt und obwohl sie blind ist. Pappas dichtes Haar ist feucht vom Schnee und steht wild in alle Richtungen, sein Schal liegt mit verschiedenen langen Enden über seinen Schultern und leuchtet zwischen den fallenden Flocken.

Sie sind die Rue des Patriarches halb hinaufgegangen. Sie stehen vor ihrem Haus. Marie-Laure findet den Stamm der Kastanie, die bis hinauf zu ihrem Fenster im zweiten Stock wächst, fühlt die Rinde unter ihren Fingern.

Alter Freund.

Schon fassen die Hände ihres Vaters sie unter den Armen, heben sie hoch, Marie-Laure lächelt, und er lacht so rein und ansteckend, dass sie sich ihr ganzes Leben daran erinnern will. Vater und Tochter drehen sich auf dem Bürgersteig vor ihrem Haus im Kreis und lachen gemeinsam, während der Schnee durch die Zweige auf sie niederfällt.

## Unsere Fahne flattert uns voran

Im Zollverein, im Frühling von Werners zehntem Lebensjahr, schultern die zwei ältesten Jungen des Kinderhauses, der dreizehnjährige Hans Schilzer und der vierzehnjährige Herribert Pomsel, ihre gebrauchten Rucksäcke und marschieren hinaus in die Wälder. Als sie zurückkommen, sind sie Mitglieder der Hitlerjugend.

Sie haben Schleudern und Speere und üben sich hinter Schneeverwehungen darin, Hinterhalte zu legen. Sie schließen sich einer zornigen Bande Bergarbeitersöhne an, krepeln die Ärmel hoch und ziehen sich die kurzen Hosen bis über die Hüften. «Einen guten Abend», rufen sie den Vorbeikommenden zu, «Oder Heil Hitler!, wenn's Ihnen lieber ist».

Sie schneiden sich gegenseitig die Haare, ringen in der guten Stube miteinander und geben mit der Schießausbildung an, auf die sie sich vorbereiten, mit den Segelflugzeugen, die sie fliegen, und den Panzertürmen, die sie steuern werden. *Unsre Fahne ist die neue Zeit*, singen Hans und Herribert. *Und die Fahne führt uns in die Ewigkeit*. Bei den Mahlzeiten schelten sie die Jüngeren aus, weil die etwas Ausländisches bewundern, eine englische Autowerbung, ein französisches Bilderbuch.

Ihre Grüße sind skurril, ihr Aufzug grenzt ans Lächerliche. Frau Elena beobachtet die Jungen mit wachsamen Augen. Vor noch gar nicht so langer Zeit waren sie ungezähmte Kleinkinder, die sich in ihren Betten versteckten und nach ihren Müttern riefen. Jetzt sind es pubertierende Strolche mit aufgeschlagenen Handknöcheln und Postkarten mit dem Bild des Führers in ihren Hemdtaschen.

Frau Elena spricht immer seltener Französisch, wenn Hans und Herribert da sind. Sie sorgt sich wegen ihres Akzents, und schon der kleinste Blick eines Nachbarn gibt ihr zu denken.

Werner hält den Kopf gesenkt. Über Lagerfeuer springen, sich Ruß unter die Augen reiben, kleine Kinder drangsaliieren? Juttas Zeichnungen zerknüllen? Es ist weit besser, beschließt er, sich klein zu machen und möglichst unauffällig zu bleiben. Werner geht ab und zu in den Laden und liest populäre Wissenschaftsmagazine. Ihn interessieren

Wellenturbulenzen, Schächte zum Mittelpunkt der Erde und die nigerianische Methode, Nachrichten mit Trommeln über weite Entfernungen zu übertragen. Er kauft sich ein Notizbuch und entwirft Pläne für Wolkenkammern, Ionen-Detektoren und Röntgenbrillen. Wie wäre es mit einem kleinen Motor, mit dem sich Babys in den Schlaf wiegen ließen? Was ist mit Federn an den Achsen seines Bollerwagens, die ihm helfen würden, ihn einen Berg hinaufzuziehen?

Ein Beamter aus dem Arbeitsministerium kommt ins Kinderhaus, um über Arbeitsmöglichkeiten in den Kohlegruben zu reden. Die Kinder sitzen ihm in ihren besten Sachen zu Füßen. Alle Jungen, ohne Ausnahme, erklärt der Mann, werden von ihrem fünfzehnten Lebensjahr an unter Tage fahren. Er spricht von Ruhm und Triumph, und dass sie großes Glück haben, eine sichere Arbeit zu bekommen. Als er das Radio in die Hand nimmt und es ohne einen Kommentar wieder abstellt, spürt Werner, wie die Decke auf ihn niederdrückt und die Wände näher heranrücken.

Sein Vater ist da unten, mehr als einen Kilometer unterhalb des Hauses. Sein Körper ist nie gefunden worden. Er geistert noch immer durch die Stollen.

«Aus diesem Viertel», sagt der Beamte, «aus dieser Erde erwächst die Kraft unserer Nation. Stahl, Kohle, Koks. Berlin, Frankfurt, München – ohne diesen Ort hier gäbe es sie nicht. Ihr schafft das Fundament der neuen Ordnung, die Kugeln in den Waffen, den Stahl der Panzer.»

Hans und Herribert bewundern den ledernen Pistolengürtel des Mannes mit geblendeten Augen. Auf der Anrichte plappert Werners kleines Radio.

Es sagt: *Während dieser drei Jahre hat unser Führer den Mut besessen, sich einem Europa entgegenzustellen, das in Gefahr war, zusammenzubrechen ...*

Es sagt: *Ihm allein ist es zu danken, dass für deutsche Kinder das deutsche Leben wieder lebenswert ist.*

## In achtzig Tagen um die Welt

Sechzehn Schritte zum Brunnen, sechzehn zurück. Zweiundvierzig zur Treppe, zweiundvierzig zurück. Marie-Laure zeichnet in ihrem Kopf eine Karte, wickelt hundert Meter eines imaginären Fadens ab, dreht um und rollt ihn wieder auf. Die Botanik riecht nach Kleber, Löschpapier und gepressten Blumen, die Paläontologie nach Stein- und Knochenstaub, die Biologie nach Formalin und altem Obst, im Übrigen steht sie voller schwerer Kühlgläser, in denen Dinge schwimmen, die sie sich eigens hat erklären lassen: die blassen, eingerollten Klapperschlangen, die abgetrennten Gorillahände. Die Entomologie riecht nach Mottenkugeln und Öl, wobei es sich, wie Dr. Geffard erklärt, um ein Konservierungsmittel namens Naphthalin handelt. Die Büros riechen nach Kohlepapier oder Zigarrenrauch, Schnaps, Parfüm. Manchmal auch nach allen vier.

Sie folgt Kabeln und Röhren, Geländern und Seilen, Hecken und Bürgersteigen. Sie überrascht die Menschen. Sie weiß nie, ob das Licht eingeschaltet ist.

Die Kinder, die sie trifft, sprudeln über vor Fragen: Tut es weh? Machst du die Augen zu, wenn du schläfst? Woher weißt du, wie viel Uhr es ist?

Es tut nicht weh, erklärt sie. Und es ist auch nicht dunkel, nicht so, wie sie es sich vorstellen. Alles besteht aus Netzen und Gittern, einem Durcheinander von Geräuschen und Texturen. Sie dreht eine Runde durch den großen Ausstellungssaal, navigiert über die knarrenden Dielen und hört Schritte auf den Museumstrepfen, ein kleines Kind jammert, und eine müde Großmutter lässt sich ächzend auf eine Bank sinken.

Farben, auch damit rechnen die Leute nicht. In Marie-Laures Vorstellung, in ihren Träumen ist alles farbig. Die Museumsgebäude sind beige, kastanien- und haselnussbraun. Die Wissenschaftler sind lila, zitronengelb und fuchsbraun. Klavierakkorde treiben im Radio des Pförtnerhäuschens und rufen sattes Schwarz und komplizierte Blaus auf dem Korridor hinunter zur Schlüsselausgabe hervor. Kirchen-

